

Die grösste Mutter der Welt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **6 (1953-1954)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-963945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

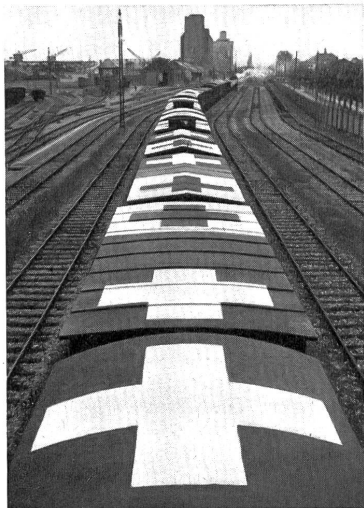
Die größte Mutter der Welt

DS. In Lausanne ist ein Prozeß geführt worden, der kein Ruhmesblatt für uns bildet. Das Rote Kreuz wurde aus Quellen, die trotz raffinierter Umwege eindeutig nach Osten weisen, zu verunglimpfen versucht. Die segensreiche Schöpfung Henri Dunants, die durch ihre strenge Uneigennützigkeit, Unparteilichkeit und Zuverlässigkeit Weltgeltung erlangte und wie keine andere volkstümlich geworden ist, sollte aus dem Hinterhalt getroffen werden. Sie ist wohl zu groß und hat in ihrer langen Geschichte zu viel Segen gestiftet, um ernsthaft geschädigt zu werden. Aber es scheint System in der Sache zu liegen, so daß mit neuen Angriffen zu rechnen ist.

In der ganzen Welt kennt man das Zeichen mit dem umgekehrten Wappen der Schweiz und hat es bisher nicht nur unter Weißen, sondern auch den farbigen Völkern respektiert. Und in der ganzen Welt arbeitet es nach gleichen Grundsätzen, die auf langer Erfahrung beruhen. Da hat z. B. letzten Dezember, kurz vor Weihnachten, ein furchtbarer Tornado einen großen Teil der amerikanischen Stadt Vicksburg zerstört. Mit einer Geschwindigkeit von 100 Stundenkilometern drang er ohne Warnung, aber unter einem Sausen wie von Millionen Bienen, in das Geschäftsviertel ein, das um diese Zeit glücklicherweise kaum bewohnt war, drückte Betonhäuser, Kraftwerke usw. wie Zündholzschachteln zusammen, tötete 36 Personen, verletzte 106 schwer und 385 leichter, die sich alle in Spitalpflege begeben mußten. Alles geschah in 5 Minuten, dann hatte er sich so spurlos wieder aufgelöst, wie er gekommen war.

Eine Viertelstunde später standen die Delegierten des Roten Kreuzes an der Unglücksstätte und trafen mit einer Karte in der Hand und einem Radio-Telephon die ersten Maßnahmen. Es waren zwei Frauen und zwei Männer, von denen jeder eine genau bestimmte Aufgabe hatte, die er von Grund auf kannte. Tote lagen herum, überall stöhnend Verletzte, an mehreren Stellen war durch Kurzschluß Feuer ausgebrochen, das auch auf zerrissene Gasleitungen übergegriffen hatte, die lichterloh brannten. Ueber Trümmer und Schutthaufen, umgestürzte Straßenbahnen und Autos mußten sie ihren Weg suchen. Doch sie waren katastrophengewohnt; sie trugen das Rote Kreuz an der Schulter nicht umsonst, sie waren für solche Fälle geschult. Zu gleicher Zeit wurden in einer großen Nachbarstadt die Tore eines Hangars zurückgerollt und Lastwagen auf Lastwagen machte sich auf die Fahrt nach dem Unglücksort, alle mit dem Roten Kreuz gekennzeichnet. Zu vorderst liefen Wagen mit technischen Einrichtungen, Kranen, um Bahnen, Autos und schwere Trümmer aufzurichten und Eingeschlossene zu befreien, mit Handwerkszeug, Scheinwerfern, Sprengmitteln, Transportgeräten. Ihnen folgten solche mit Sanitätsmaterial, für Notbaracken, mit Einrichtungen für erste Hilfe, Betten, Medikamenten, Lebensmitteln usw. Am Schluß fuhr geschultes Sanitäts- und technisches Personal. In diesem ersten, dem Schock-Stadium, pflegt das Rote Kreuz alles in den Kampf zu werfen, worüber es verfügt, um Leben zu retten. Zusammen mit den Einwohnern wurde im Licht von Scheinwerfern und Fackeln gearbeitet. Oft mußte man das Leben riskieren, um Eingeschlossene zu befreien, besonders in den Trümmern des eingestürzten Theaters. Aus den umliegenden Ortschaften trafen unterdessen Ärzte ein, von Rotkreuzautos herbeigeholt. Glücklicherweise besaßen die Operationsräume der vier Stadtspitäler eigenen Notstrom; in den übrigen Sälen mußte bei Kerzenlicht gearbeitet werden.

Als die letzten Verunglückten geborgen waren, was erst nach 24 Stunden möglich war, als die Stationen für Lebensmittelverteilung und erste Hilfe reibungslos in Betrieb waren, begann für das Rote Kreuz die zweite Phase seiner Tätigkeit: Hilfe an die Bedürftigen. Aus dem Rot-Kreuz-Hauptquartier trafen Arbeitsgruppen von Fürsorgerinnen, Angestellten, Spezialpflegerinnen und Bautechnikern ein. In einem Aufruf wurden alle Geschädigten aufgefordert, in den rasch errichteten Rot-Kreuz-Hilfsbüros ihre Schäden und Bedürfnisse zu melden. Als Leitsatz galt, den Leuten wieder zu der gleichen Stellung zu verhelfen, wie sie sie vor dem Sturm eingenommen hatten, und im einzelnen den Betrag festzulegen, welchen sie über ihre privaten Mittel hinaus benötigten. Dabei handelt es sich nicht um Darlehen, sondern um Gaben des amerikanischen Volkes. Das Rote Kreuz bekommt seine Mittel durch Beiträge und Spenden der Allgemeinheit und durch Subventionen. Aus den Bürgern wurde ein Comité gebildet, welches die Beträge festzusetzen hatte. Innert drei Wochen war es damit zu Ende und veranlaßte die Auszahlung. Der Tornado kostete das Rote Kreuz etwa 800 000 Franken an Lieferungen in Naturalgaben und in bar, die eigenen Kosten nicht eingerechnet. Zu seinen Lasten übernahm es auch sämtliche Arzthonorare. Noch heute zahlt und sorgt es unentwegt weiter für Verletzte, die erst nach Jahren, wenn überhaupt, geheilt sein werden. Besonders vermerkt wurde seine Unparteilichkeit, im Süden der USA ein heikles Problem. Die Mehrheit der Betroffenen



Aus dem Basler Rheinhafen rollen die Hilfszüge unseres Roten Kreuzes nach Norden, nur eine kleine Aktion aus der weltumspannenden Arbeit dieses größten Werkes der Menschlichkeit.

waren Neger oder doch Mischlinge, aber es wurde nicht der mindeste Unterschied gemacht. Die Konten wurden nach Nummern geführt, so daß die Verwaltung weder den Namen noch die Rasse oder den Glauben der Empfänger kannte.

«Es schien hoffnungslos, ganz hoffnungslos», erklärte ein Geschäftiger. «Ohne Versicherungen, ohne Ersparnisse wären die meisten von uns durch die Schulden erdrückt worden. Ohne das Rote Kreuz hätten wir es nicht schaffen können.» Heute herrscht wieder normales Leben in der Stadt, wenn auch noch nicht alle Trümmer weggeräumt sind. Einmal mehr wurde dem Roten Kreuz der Ehrentitel zuteil, den es unter den Nationen trägt: «Größte Mutter der Welt.» Lassen wir es als sein Geburtsland nicht zu, daß dieses große Erbe, diese schöne Frucht aus christlichem Geiste entwürdigt wird.

Die Stimme der Jungen

Zur Wiedergeburt des Wildwestfilms

chb. «Am Wildwestfilm sich freuen, heißt Freude finden an einer Ursprünglichkeit, die in unserem modernen Leben verschüttet ist», meint ms. in seinem glänzenden Abriß zur Geschichte des Wildwesters — Von Pistolen, Pferden und Stampeden —, welchen die «Neue Zürcher Zeitung» (Wochenbeilagen Nr. 36 und 40/1951) veröffentlicht hat.

Sam Woods «Ambush» (1949) ist der letzte darin gewürdigte Film einer Gattung, die schon entstand, als die Kinematographie 1903 mit dem «Großen Eisenbahnüberfall» in Amerika ihre ersten Gehversuche unternahm. Seit 1949 ist aber der Wildwestfilm nicht etwa sang- und klanglos verschieden — er führte weiter sein Dasein in Zweitklasskinos mit vornehmlich jugendlichem Publikum, das auch nachmittags ein volles Haus garantiert, und diente unvermindert seiner ersten und wichtigsten Aufgabe, die Kassen der Produzenten zu füllen, um ihnen damit die Mittel zur Herstellung anspruchsvoller Werke in die Hand zu geben. Ein Schattendasein also, eine geduldete Existenz, das Mittel zum Zweck, ein Kassenfüller, meist noch bloß als B-Produktion hergestellt? Ja und nein, denn seither hat es immer wieder Wildwester gegeben, die alles Maß des Herkömmlichen zu sprengen wußten und dem mit Vorurteilen behafteten Zuschauer eine Dosis urtümlicher Kraft und Begeisterung an wilder Schönheit einzuflößen vermochten. Waren es nicht Erstaufführungen, wie Howard Hawks «The Red River» oder W. A. Wellmanns «The Ox-Box Incident», der zwar vor «The Yellow Sky» gedreht wurde, aber später in der Schweiz angelaufen ist als dieser, so handelte es sich um Wiederaufführungen älterer Werke, mit deren Herausgabe die vielgeschmähten Filmverleiher wenigstens diesmal nicht kargten: John Fords «Stagecoach» und «My Darling Clementine» neben Michael Curtiz' «Virginia-City» und Lloyd Bacon's «Oklahoma-Kid».

Nun gibt es aber unter Filmjournalisten und Laien Kreise, die behaupten, mit den neuesten Erfolgen von «High Noon» und «Shane» sei für den Wildwester eine neue Aera angebrochen. Endlich habe man die filmtechnisch und filmdramaturgisch günstigen Bedingungen des Westerns wiedererkannt und wolle sie gewinnbringend ausschöpfen. Trifft diese Behauptung wirklich zu?

Nein, denn die Ursache des durchschlagenden Erfolges von «High Noon» und «Shane» beruht auf einer anderen Tatsache: Dem unter verschärften Bedingungen geführten Existenzkampf der Hollywood-Produzenten. Filme müssen billiger und doch mit gesteigerter Qualität hergestellt werden. Aus solchen Gründen kamen die beiden genannten Filme, die ja beide durchaus von keiner neuen, zum vornehmlich erfolgversprechenden Idee gelenkt sind, zu ihren Auszeichnungen. Einzig der minutiösen, bis ins Letzte konsequenten Gestaltung in Bild und Ton ebenso wie in Darstellung und Inszenierung verdanken sie ihren Ruhm.

Unter sich jedoch sind die zwei Filme wieder grundverschieden und kommentieren damit die thematische Vielseitigkeit des Wildwesters, indem sie die Behauptung von der unbedingten Notwendigkeit des Vorhandenseins einer Postkutsche, die auf zwei Rädern gegen den Abgrund rast, und, wofern sich nicht der Held den durchbrennenden Pferden mit Todesverachtung in die Zügel wirft, nach unzähligen Aufschlägen am Steilhang (Staubwolken sind ein guter Bildeffekt) in tausend Stücke zerschellt.

Während Zinnemann in «High Noon» das psychologische Moment mit bildlicher und klanglicher Spannung — die Tonmontage ist ebenso vorbildlich und vollendet wie der Bildschnitt — zu verbinden und darzustellen versucht, also äußere und innere Dramatik gegen einander auspielt und dabei in höchstem Maße dramatisch-filmisch wirkt, läßt Stevens seinen «Shane» aus der Richtung der Literatur auf das Publikum einwirken. Lyrisch (speziell am Anfang) und kraftvoll episch zugleich, und besonders später rollt die Handlung vor uns ab. Einfach, beinahe banal und doch ebenso typisch zeigt er amerikanisches Sein und Wirken, wie in ihren Büchern Jack London, John Steinbeck, Erskine Caldwell oder Ernest Hemingway. Ist denn der Wilde Westen nicht eben auch eines der Hauptkennzeichen der Staaten? Das Land hinter den Rocky Mountains, wo der Mensch noch ein Requisite der Natur ist, wo Leben noch Kampf bedeutet und erst der Sieg des Gesetzes den Kampf um Sein oder Nichtsein entscheidet.

Solange noch amerikanische Dichter die Schönheit und den wilden Reiz des Westens preisen, und amerikanische Musiker — welcher Westerner besitzt nicht die schwerfällige Anmut der Landschaft in seinen melodiosen Liedern ausgedrückt, die unvergängliches Volksgut geworden sind und sich selbst über dem großen Wasser beliebt zu machen mußten? «Darling Clementine», «Old Man River», ebenso sehr wie Aaron Coplands «Billy the Kid» und Ellie Siegmeisters «Western Suite» — diesen Reiz in Töne zu kleiden verstehen, so lange wird es auch noch Wildwest-Filme geben. Denn sie vom Produktionsprogramm streichen, hieße, sich selbst das Wasser abgraben und eine Ader ungeöffnet lassen, deren Ertrag finanziellen und künstlerischen Erfolg einbrächte. Das Publikum beim Patriotismus gepackt, an seine Vaterlandsliebe appelliert — und der Produzent hat gewonnenes Spiel. Diesmal aber mit Recht.